

weiterer Kreise beanspruchen. Denn P. Arnold Janssen hat als Gründer der Steyler Missionsgesellschaft, der Gesellschaft des Göttlichen Wortes und der zwei weiblichen Zweige, dem katholischen Missionswesen unseres Jahrhunderts Impulse gegeben, die in der weiten Welt überaus wirksam geworden sind. Sein Werk ist aus der katholischen Weltmission nicht mehr wegzudenken. In vorliegendem Band zieht das reiche, apostolische Leben des Gründers an Hand von alten Photographien und Urkunden in anschaulicher und eindrucksvoller Weise vorüber. Die oft ganzseitigen Bilder sind geschickt zusammengestellt und glänzend reproduziert, der begleitende Text gibt die notwendigen Erläuterungen, die die Entwicklung des Werkes von Arnold Janssen bis in die Gegenwart aufzeigen. Wir begrüßen diesen Bildband als Anschauungsmaterial und sogar als Quellenwerk, dem bleibende Bedeutung zukommt.

Würzburg (15. 1. 1963)

Bernward Willeke OFM

HAENDLER, GERT: *Wulfila und Ambrosius* (Arbeiten zur Theologie, Heft 4) Stuttgart 1961. 32 S., DM 3,20.

G. HAENDLER veröffentlicht hier einen 1959 gehaltenen Vortrag, der Ambrosius und Wulfila einander gegenüberstellt. Im „Kampf um das nicänische Dogma“, in der „Stellung zur Völkerwanderung“ und in den Aussagen über das „Verhältnis von Staat und Kirche“ werden die beiden Kirchenmänner miteinander verglichen. In jedem Punkt ist der Bischof von Mailand dem gotischen Missionsbischof überlegen, was die Kontinuität der Kirchengeschichte eindeutig erweist (29). Forcierte Herausstellung einiger — wenigstens für unser heutiges Empfinden — zweifelhafter Entscheidungen des Ambrosius [Identifizierung der Goten mit Gog aus Ez 38—39 (14), Streit um die Arianerkirche in Mailand (20), Tumult in Kallinikum (21)] möchte jedoch Wulfila als den menschlich angenehmeren, vielleicht sogar christlicheren Charakter darstellen (29). Diesem Ziel dient auch die abschließende Wertfrage: Wer steht der Gestalt Jesu näher, der Hofbischof von Mailand oder Wulfila? Sie wird dahin beantwortet, daß „wir (der Verfasser und die von ihm Angeredeten) in Wulfila eher als in Ambrosius einen Weggenossen sehen können“ (30). Hinter diesem Ergebnis dürfte die Sympathie des Verfassers für den gotischen Missionsbischof und ein bestimmtes Kirchenverständnis stehen, das die Kirche nicht primär als Organisation versteht, sondern als mit der Aufgabe bedacht, „die Menschen mit Gott zu konfrontieren und ihnen das Evangelium zu verkünden“ (30).

Münster (22. 1. 62)

P. Suso Frank OFM

HANG, THADDÄUS: *Die katholische Kirche im chinesischen Raum*. Geschichte und Gegenwart. Pustet/München 1963. 224 S., 8 Karten.

Auf den ersten 83 Seiten gibt der chinesische Verfasser lehrreiche Einblicke in die Geschichte, die Kultur und die menschliche Art des alten China sowie in die Geschichte des Christentums bis zur Gegenwart. Im Hauptteil des Buches, das jeder gebildete Katholik lesen sollte, sucht Verfasser an Hand aller irgendwie dienlichen Quellen und Literatur klarzustellen, wie das moderne und kommunistische China sich zum Ausland, zur Religion und zum Christentum verhält; was in Rotchina gegenwärtig an Hierarchie und christlichem Leben vorhanden ist; wie es mit der Kirche auf Formosa steht und wie stark die Chinesen in den einzelnen Ländern der Welt nach Zahl und Einfluß vertreten sind. Es handelt sich um eine überaus fleißige, streng wissenschaftliche Arbeit und um einen Ver-

fasser, der mit hellen Augen sieht, mit großer Sachkenntnis und ebenso großem Takt urteilt und China, sein Volk und seine Kirche liebt.

Im Abschnitt über den Ritenstreit (78—80) ist Verfasser entgangen, daß man die Verwerfung der chinesischen Riten heute anders beurteilen muß, als Prof. Schmidlin vor 50 Jahren und vor ihm und nach ihm andere getan haben. Von den Ethnologen und Sinologen, die Missionare eingeschlossen, haben wir unterdessen dazugelernt, daß der Konfutius- und Ahnenkult im alten China kein Gedenkkult, sondern ein Seelenkult wie unsere Heiligenverehrung und Armen-seelenfürbitte war. Die Propaganda konnte nicht gestatten, daß man in China Konfutius als Heiligen auf die Altäre erhob und die Armenseelen durch Verbrennen von Papiergeld aus dem Fegfeuer befreite (Näheres in meinem Aufsatz: „Vom Heiligen- und Armenseelenkult in der kath. Chinamission“, in: *50 Jahre kath. Missionswissenschaft in Münster*. Münster 1961, 163—170). Die Szene zwischen Kaiser Kanghsi und dem Missionar, die der Verfasser vorführt, ist für den Kaiser wenigstens ebenso beschämend wie für den Missionar. Der Kaiser urteilte, obwohl er vom Himmel und vom Fegfeuer nichts verstand und die Seelenbezogenheit der Riten nicht beachtete oder von oben herab diktatorisch wegschob und an Stelle der Riten ein Motiv ihres Vollzuges, die Pietät, als das Entscheidende hinstellte. Die Schriftzeichen und Klassiker, auf die hin er den Missionar prüfte, haben für die Beurteilung der Ritenfrage wenig oder gar keinen Wert. Der Streit um die Riten ist zu bedauern, aber die Entscheidung im Streit hat die Propaganda richtig gefällt. Die Missionsgeschichte Chinas verlief richtig. Sie hat als Ausgangspunkt nicht ein Fehlurteil der Propaganda, sondern den unausgleichbaren Gegensatz zwischen Christentum und Heidentum.

Auch in der Darstellung der Missionsgeschichte vom Opiumkrieg bis 1948 (80—83) hätte der Verfasser einen höheren Standpunkt beziehen können. Missionshistoriker wie Missionsjournalisten könnten allmählich mit einer Unterscheidung arbeiten lernen. Daß die ausländischen Mächte, nachdem sie einmal in das von den ausländischen Mandschu abgesperrte China auf gerechte oder ungerechte Weise eingedrungen waren, im 19. Jh. die Religionsfreiheit, das Eigentum und das Leben der Missionare und der chinesischen Christen gegen ihre mandschurischen und chinesischen Unterdrücker schützten, war etwas Gutes und beruhte sachlich auf den Forderungen der allgemeinen Menschenrechte. Daß dieses Schutzrecht formell als Klausel in ungerechten Friedensverträgen stand und außerdem von den Schutzmächten, den Missionaren und den chinesischen Christen nicht immer bloß im Interesse der Religionsfreiheit gebraucht wurde, war sehr bedauerlich und verhängnisvoll. Allein, im 19. Jh. ging es in China in bezug auf Religionsfreiheit und, verbunden damit, in bezug auf Eigentum und Leben für die Missionare und Christen um Sein oder Nichtsein, was ja auch die glorreiche Martyrer- und Bekennerkirche der ersten, schutzlosen Hälfte des Jahrhunderts mit tausend Zungen bezeugt. Soweit ist also den Schutz der ausländischen Konsuln für die Religionsfreiheit gegen ihre Unterdrücker angerufen und erhalten haben und trotz allem, wenn auch nicht Freunde ihrer Unterdrücker, doch stets gute Patrioten und ruhige Bürger blieben, sind sie heute in den Augen eines jeden Chinesen, auch eines Kommunisten, vollauf gerechtfertigt. An der chinesischen Missionsgeschichte des 19. Jh. können alle ehrenhaften Menschen, am meisten die chinesischen Christen, ihre helle Freude haben. Sie hat zwar Fehler zuzugeben, ist aber nicht mit einem schlechten Gewissen belastet. Vor das Gericht der Geschichte gehören die Unterdrücker. Gott sei Dank! hat wenig-

stens die Martyrer- und Bekennerkirche im heutigen roten China am Verfasser einen fähigen und verstehenden Historiker gefunden.

7961 Reute, Kloster (20. 6. 63)

P. Dr. Gonsalvus Walter OFM Cap.

HERMELINK, JAN: *Christ im Welthorizont*. Zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Horst Bürkle und Hans Jürgen Schultz. Kreuz Verlag/Stuttgart, 1962. 160 S., Paperback DM 8,50.

Was hier aus dem Nachlaß des 1961 verunglückten jungen evangelischen Missionstheologen zusammengestellt wurde (aus Vorträgen, Zeitungen, Zeitschriften), verdient zu Recht den Gesamttitel: *Christ im Welthorizont*.

Im Mittelpunkt aller Artikel steht die eine Frage: Wie muß angesichts der sich im Umbruch befindlichen Welt die Verkündigung der Kirche beschaffen sein? Denn es ist die „Funktion der Kirche“, in die Welt gesandt zu sein; die „Welt ist das Gegenüber der Christen“ und die „Menschen der Welt“ sind es, die Gott sucht (und zwar allein durch das Zeugnis der Kirche). Also muß die „Kirche ihre Verkündigung recht vorbereiten und überprüfen“ (16 f.). Wenn sie sich notwendig „entprovinzialisieren“ muß (19 f.), so heißt das noch nicht, daß sie, wie amerikanische ökumenische Christen wollen, „World Church“ (21) zu werden hat, d. h. uniformiert werden muß. An Afrika und Asien zeigt HERMELINK die Fehlentwicklungen vor allem der protestantischen Missionierung auf (etwa Auseinanderklaffen zwischen „kirchlich“ und „neupietistisch“, 53 u. a.); aber vieles gilt für jeden christlichen Missionar: „Wenn man die ‚normalen‘ Missionare bei ihrer Alltagsarbeit beobachtet, dann sind sie ja alles mögliche: Lehrer, Schulaufseher, Appellationsgerichte für Kirchenzuchtsfälle, und vor allem Wohlfahrtsbeamte — bloß keine Missionare, die das Evangelium direkt den anderen sagen dürfen“ (52). HERMELINK geißelt vor allem das „pädagogische Mißverständnis“ (57), die „Haltung des großzügigen reichen Onkels“ (58), die „Haltung der Überlegenheit, die zu den Restbeständen des kolonialen Geistes und zum christlich durchaus nicht vertretbaren Superioritätsgefühl der weißen Rasse gehört“ (57). Diese ist nämlich wieder am Wachsen und keineswegs nur die Haltung früherer Generationen. Heute erhebt es zusammen mit der „Hilfe für die sogenannten unterentwickelten Gebiete“ erneut das Haupt. Die Kirche hat ein Sendungsbewußtsein, — wehe aber, wenn sie es in dieser Richtung hin entwickelt! Es muß in der Botschaft des Evangeliums begründet sein. Theologisch ist das heute wohl schon oft gesehen worden, „aber man hat noch nicht die Linie ausgezogen bis zu dem Gegenüber der Botschaft in der Welt von heute“ (81). Dieses echte Sendungsbewußtsein ist merkwürdigerweise in der Praxis draußen einer Art Resignation gewichen; das verdeutlicht Vf. an A. Schweitzer und seiner Parole: Laßt uns nicht mehr reden, nur noch menschlich liebevoll handeln! (81). Wenn aber vom Neuen Testament die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem *didaskēin* und dem *keryssein* wirklich durchdacht wird, dann muß sich immer mehr das Gesetz des Reiches Gottes ins Bewußtsein einprägen: Die Fernen gehen vor den Nahen! (84 f.) — Die Kirche ist für die Welt da!

Die Völker nehmen heute die Güter christlicher Länder, ohne mit der Wimper zu zucken, an; aber sie tun es, ohne Christus anzunehmen. Das hängt mit der überall aufbrechenden „Renaissance der Religionen“ zusammen (129). Denn es ist keineswegs so, daß wir im Zeitalter zu Ende gehender Religionen leben. Oft ist die Renaissance nur merkwürdig gekoppelt, sei es mit Aberglauben, sei es mit nationalem oder sozialistischem Streben. Die Völker verlieren zwar mehr und mehr die Stammessitten ihrer Väter, sie assimilieren das Prinzip der „Montage“